

Herr Messner, am kommenden Dienstag werden Sie 80 Jahre alt. Blicken Sie oft zurück in die Vergangenheit?

Ich lebe nicht in der Vergangenheit, ich bin im Hier und Jetzt daheim. Ich kann immer noch vieles machen, ich weiß, ich bin damit privilegiert, viele Menschen in meinem Alter haben schon ihre Gebrechen. Und die werden bei mir sicher auch noch kommen. Meine Empathie für alte Leute, vor allem für einsame alte Menschen in den Städten, ist mit meinem Alter gewachsen. Ich sehe immer mehr Menschen, die versuchen, mit ihrem Alterungsprozess zurechtzukommen, was in unserer Gesellschaft immer schwieriger wird.

Gehen Sie heute noch in die Berge?

Ja, neulich waren meine Frau Diane und ich am Kailash in Tibet, am heiligsten Berg der Welt. Nicht um ihn zu besteigen, das ist nicht erlaubt, sondern um ihn zu umrunden, auf einer Strecke von 50 Kilometern. Das ist eine Jahrtausende alte tibetische Zeremonie, man geht dabei bis auf fast 6000 Meter hinauf.

Steigen Sie auch noch auf die Berge?

Ja, mit meiner Frau, soweit wir das miteinander können. Und ich merke, dass ihre Fähigkeiten wachsen und meine schrumpfen. Aber ich lebe mit diesen Tatsachen. Ich komme ganz gut damit zurecht, ohne Bedauern auf das Leben zu schauen, das mir noch bleibt, und auf den Tod, dem ich entgegengehe.

Welche Bedeutung hatte in Ihrer Kindheit das Klettern für Sie?

Die Orte, an denen meine Geschwister und ich groß geworden sind, haben einen großen Einfluss gehabt auf die Biographien. Wir lebten im Talgrund, in einem finsternen Tal, in den Dolomiten, links und rechts Waldhänge und ganz oben Almen und Felsen. Wir sind da hinaufgestiegen, weil wir ans Licht wollten, in die Sonne. Von dort oben konnte man in die nächsten Täler schauen, auf den Horizont, der den Weg weist. So bin ich ein horizontsüchtiger Wanderer geworden, sonnenhungrig und neugierig.

Das Klettern hatte für Sie über die Bedeutung am Berg hinaus Bedeutung?

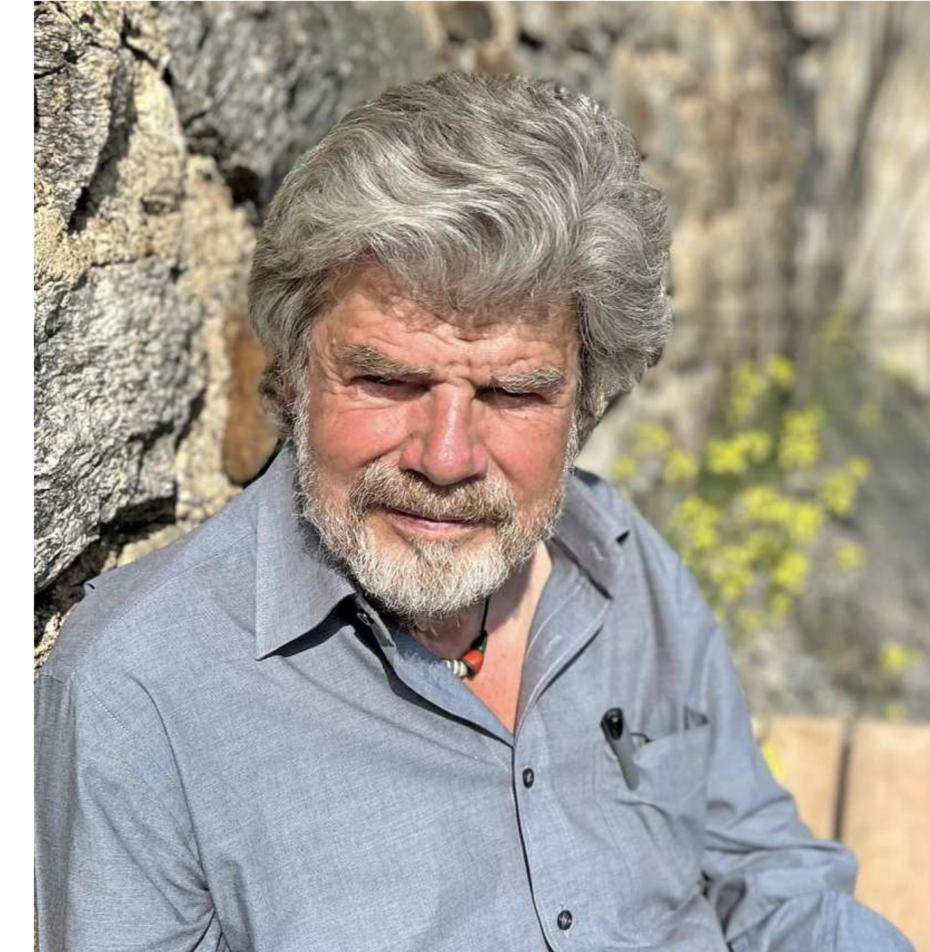
Ja. Es war mir nicht bewusst, aber die Motivation kam auch aus den überlieferten Geschichten dazu. Mir ging es nie um irgendwelche Zahlen oder Rekorde, es ging mir immer um das Narrativ, die Befriedigung meiner Neugierde: Was ist dahinter? Wir gehen nicht auf die Berge, um die Berge zu erobern, sondern um unmittelbare Erfahrungen mit der Natur zu machen.

Hatten Sie damals schon das Ziel, das Bergsteigen zum Beruf zu machen?

Auch das kam, ohne es geplant oder gewollt zu haben. Ich habe früh angefangen, neben dem Tun auch das Narrativ dazu zu liefern. Für mich ist der traditionelle Alpinismus die Summe aus Tat und Erzählung. Ich habe eine Tour gemacht und sie danach beschrieben, in einem Buch, bei Vorträgen. Das hat mir die Mittel gegeben, die nächste Tour zu planen. So habe ich mein Leben finanziert, vor allem als Vortragsredner.

Die Medien haben sich seit damals grundlegend verändert. Sind Sie froh, zu Ihrer Zeit gelebt zu haben?

Meine Generation hat die beste Zeit in Europa gehabt. Kein Krieg, die Wirtschaft ist gewachsen, die sozialen Bedingungen haben sich verbessert, der Lebensstandard ist gestiegen. So stark, dass wir Europäer dekadent geworden sind. Wir sind eine Über-Konsumgesellschaft geworden, und das kommt nicht gut. Wir sind in Europa im Moment nicht auf einem zukunftsfähigen Weg. Ob er uns erfolgreich ans Ende dieses Jahrhunderts führen wird? Ich komme gerade aus China. Dort sind uns die jungen Leute heute voraus. Meine Generation, die ohne Internet groß geworden ist und sich oft schwertat, den Schritt in diese digitale Welt zu finden, ist verloren. Was auch für mich gilt. Wir sind jetzt die Generation, über die geschimpft wird. Vor allem wegen des Klimawandels. Aber diese Generation hat erst die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass man jetzt über uns herfällt, uns beschuldigt. Ich würde mich wohler fühlen, wenn sich alle bemühen



Auf Schloss Juval im Vinschgau: Reinhold Messner wuchs im Villnößtal in Südtirol auf. Er war und ist Kletterer, Extrembergsteiger, Abenteurer, Buchautor, Politiker, Museumsgründer und Filmemacher. Unter anderem hat er als erster Mensch alle 14 Achttausender-Gipfel erreicht, jeweils ohne zusätzlichen Sauerstoff. Seit 2021 ist er mit der 44 Jahre alten Diane Messner verheiratet.

Foto dpa

„Am Nanga Parbat war ich bereit zu sterben“

Reinhold Messner über das Altern, die vielen Kontroversen in seinem Leben, seine Erfahrungen mit der Nähe zum Tod und den einen Berg, den er gern noch bestiegen hätte

würden zu verstehen, warum es so weit gekommen ist und wie man gegensteuern könnte, mit Technologie und Wissenschaft. Niemand müsste sich, die jungen Leute auch nicht, an die Straße kleben. Studieren, Patente entwickeln, den Konsum reduzieren, das rettet die Zukunft.

In Ihrem aktuellen Buch „Gegenwind“ (Piper) beschreiben Sie die vielen Kontroversen in Ihrem Leben und wie Sie daran gewachsen sind. Sind Sie im Rückblick stolz darauf, so oft im Kreuzfeuer gestanden und bestanden zu haben?

Ich habe so viel Gegenwind, ja schlimmsten Gegenwind erlebt, dass es zum Teil gar nicht glaubwürdig erscheint. Deswegen habe ich einige Beweise und Aussagen mit aufgenommen, an denen man sieht, wie man mit mir umgegangen ist. Auch wenn ich einiges sicher selbst provoziert habe. Aber ich verdanke den Gegnern von damals in meinen Fällen auch meinen Erfolg. Denn ohne sie hätte ich nicht noch mehr trainiert, wäre nicht noch vorsichtiger vorgegangen, hätte viele Ideen liegen lassen. Der letzte Satz im Buch lautet: Im Gegenwind lernte ich abzuheben, in der Windstille zu fliegen.

Liest man heute darüber, wundert man sich über den verletzenden Ton, in dem viele der Auseinandersetzungen ausgetragen wurden.

Ich habe zum Teil selbst gestaunt, wie brutal manche mit mir umgegangen sind. Auch weil ich gegengehalten habe, nicht so schnell unterzukriegen war. In einigen Fällen war es der Versuch, mich praktisch zu „killen“, dafür zu sorgen, dass ich nicht mehr weitermachen kann. Der erfolgreichste Alpinschriftsteller in den Siebzigerjahren wollte erreichen, dass ich nicht mehr schreiben kann, er drohte seinem Verleger, bei dem ich ein Buch vorgelegt hatte, bei ihm aufzuhören, wenn ich mein Buch dort unterbringen würde. Mein Modell, Touren zu machen und darüber zu schreiben, um die nächste Tour zu finanzieren, wäre damit zerbrochen. Jemand, der dem nicht standgehalten hätte, hätte aufgeben müssen. Oder die Ötzi-Geschichte: Ich war damals zufällig beim Fundort der Mumie, nicht zu Beginn, aber gleich danach. Ich war der Erste, der klar gesagt hat, das ist ein archäologischer Fund, er liegt auf Südtiroler Boden. Und ich wurde nur niedergedrückt. Das ging so weit, dass in Bü-

chern stand, ich hätte die Mumie in Ägypten geklaut und da hinaufgetragen und im Schnee versteckt. Wie kommt jemand auf solche Ideen?

Besonders emotional war der Streit nach dem Tod Ihres Bruders Günther am Nanga Parbat 1970. Der Expeditionsleiter behauptete damals, Sie hätten Ihren Bruder Ihrem Ehrgeiz geopfert, Sie hätten ihn allein über die Rupalwand zurückgeschickt. Wie sehr hat Sie diese Erfahrung geprägt?

Diese Auseinandersetzung ist ja immer noch nicht ausgestanden. Weil diese Kolportage immer neue Theorien entworfen haben und nie dazu kamen, zu sagen: Wir mussten falsch liegen. Ich war der einzige Zeuge, ja, aber das ist kein Grund, um zu sagen, es ist alles eine Erfindung von mir. Einige Wochen nach der Rückkehr behauptete der Expeditionsleiter plötzlich, ich hätte den Bruder oben an der Merkl-Scharte, knapp unter dem Gipfel, zurückgelassen und damit sein Leben aufs Spiel gesetzt. Was sollten da meine Eltern denken? Dass die Familie damals nicht zerrissen worden ist, ist ein Wunder. Die Verantwortung dafür hatten jene, die das als Kolportage einfach in die Welt setzten. Da

steckte Böswilligkeit dahinter. Deshalb fühlte ich mich nicht nur im Recht, sondern in der Pflicht, mich zu wehren.

Inzwischen haben Leichenteile, die 2000 und 2005 auf der Diamirseite des Bergs gefunden und durch eine DNA-Analyse Ihrem Bruder zugeordnet wurden, Ihre Angaben bestätigt.

Immer, wenn wieder etwas bewiesen wurde, haben die Rufmörder einfach etwas Neues erfunden. Das geht bis heute so.

Sie haben die erste Solo-Besteigung und die erste Doppel-Überschreitung eines Achttausenders geschafft, auch den ersten Aufstieg auf den Mount Everest ohne Sauerstoffmaske, mit Peter Habeler. Woher nahmen Sie damals Ihre Zuversicht, obwohl Fachleute gerade am Everest vor dramatischen Folgen des Sauerstoffmangels gewarnt hatten?

Ich habe die Sicherheit, dass das gehen könnte, aus der Historie abgeleitet. Die Expeditionen der Engländer in den Zwanzigern zeigten genau, warum sie gescheitert sind – sie waren zu langsam. Ich wusste: Wir brauchen eine bessere Kondition, wir müssen mehr trainieren, uns perfekt akklimatisieren. Wir waren dann auch beide in der Hochform unseres Lebens. Und wir hatten die Gabe, es zu wagen.

Viele Ihrer Weggefährten sind im Lauf der Jahre tödlich verunglückt. Denken Sie manchmal darüber nach, warum Sie überlebt haben? Gibt es dafür Gründe?

Nein. Das ist Zufall.

Zufall?

Ja. Wenn man die alpine Geschichte studiert und schaut, wer die führenden Alpinisten der jeweiligen Epoche waren, ist die Hälfte von ihnen am Berg geblieben oder in der Wildnis, und die andere Hälfte hat es bis ins hohe Alter geschafft, am Leben zu bleiben. Wen es trifft, ist Glückssache. Wir gehen dorthin, wo wir umkommen könnten, um nicht umzukommen. Das ist das Spiel. Wir gehen in eine Welt, die nicht für die Menschen gemacht ist, und wir wissen das sehr wohl. Wir wägen vorher ab, den Berg lesend und verstehend, durch Beobachtungen, Geschichtsstudien. Natürlich ist das Ganze unnützlich und auch noch absurd, wenn der Tod wirklich eine Möglichkeit ist, aber wir tun es trotzdem, weil wir uns selbst damit Sinn geben für unser Tun. Diese Sinnhaftigkeit ist eine religiöse Angelegenheit. Der Sinn fällt bei uns nicht vom Himmel, er kommt aus der Begeisterung, und er ist dann die tragende Kraft. Das gilt für das ganze Leben, für alles. Wenn jemand begeistert ist von seinem Tun, wird er weiterkommen als ein anderer, der es nur als Broterwerb sieht.

Sie waren mehrmals dem Tod nahe, am Nanga Parbat 1970, am Manaslu 1972. Wie sehr haben Sie sich damals mit der Möglichkeit des Todes beschäftigt?

Am Nanga Parbat war ich bereit zu sterben. Es wäre eine Erlösung gewesen, mir vorzustellen, ich komme noch zehn Meter weiter, bin dann so erschöpft, dass ich wegdämmere. Da war kein Schreck, eher ein befreiendes Gefühl. Am Manaslu, im Whiteout, war die Ratio immer noch klar: Ich komme in dieser Nacht um, wenn ich das Zelt nicht finde. Da habe ich am Ende durch einen Lichtblitz im Hirn die richtige Entscheidung getroffen. Ich wusste, der Sturm kommt von Südwesten, also gehe ich gegen den Sturm, dann komme ich an den Grat, und am Grat steht das Zelt. Das Whiteout ist eine tödliche Gefahr, es ist im Grunde nur Düsterteil und Nebel, man sieht nichts mehr, kann sich nicht orientieren, nicht mal zwischen oben und unten. Man hat das Gefühl, im leeren Raum verloren zu sein.

Verändern solche Nahtoderlebnisse den Blick auf das Leben?

Eine Zeit lang, ja, aber es bleibt nicht. Nahtoderlebnisse sind die stärksten Emotionen, die wir erleben können, sie bleiben am längsten im Gedächtnis. Aber später verlieren sie ihre Unmittelbarkeit. Niemand will das erleben, aber alle wollen das haben. Es ist die einzige Möglichkeit, über unser Dasein hinaus zu empfinden.

Sind Sie heute ein zufriedener Mensch?

Ich habe das große Glück, eine junge Frau an meiner Seite zu haben, die mich nicht nur begleitet, sondern auch stützt.

Ich könnte sonst vieles nicht mehr machen. Ich mache jetzt sozusagen alles in Seilschaft. Diane will und wird auch das geistige Erbe, an dem ich arbeite, weitertragen. Ich möchte den traditionellen Alpinismus lebendig erhalten. Es wird immer junge Leute geben, die das weitermachen, aber die große Zahl der Alpinisten geht inzwischen in die Kletterhalle oder auf präparierte Gipfel, in den Sport oder in den Tourismus. Aber wenn der Berg nicht wild ist, ist er kein Berg, sondern eine Attrappe. Er ist dann nicht mehr die Natur, von der ich lernen kann. Wir haben großartige Literatur zum Thema Mensch und Berg, es gibt keine andere Sportart, die so viel Philosophie hervorgebracht hat wie der Alpinismus. Ich sehe den Alpinismus deshalb auch als kulturelle Erscheinung, nicht als sportliche. Er hat eine sportliche Dimension, ja, aber wichtiger ist die Auseinandersetzung von Mensch und Natur.

Haben Sie als junger Kletterer je daran gedacht, wie Ihr Leben mit 80 aussehen könnte?

Nein, das habe ich versäumt. Aber ich bin nicht traurig darüber, es reicht völlig, jetzt damit konfrontiert zu werden. Ich kann dem so wenig entfliehen wie alle anderen Menschen, die das Altern erleben. Das ist unser Schicksal.

Haben Sie eine Art Idealvorstellung für das Alter?

Ich hatte lange die Vorstellung, dass ich mich langsam zurückziehe, von Museum zu Museum gehe, einen Kaffee trinke oder ein Glas Wein, mit ein paar Leuten rede. Aber das ist jetzt obsolet. Jetzt möchte ich, solange ich gesund bleibe, gestalten. Das ist nur möglich, weil ich jemanden an meiner Seite habe, die mir beisteht. Langsam werde ich gezwungen sein, weniger und weniger zu tun. Ich habe keine Ressentiments, dass der Tod näherkommt, ich hoffe nur, dass ich bis zuletzt klar bleibe, ohne schwere Gebrechen. Aber das hat man nicht in der Hand.

Haben Sie Vorkehrungen für Ihren Tod getroffen?

Am liebsten würde ich nach dem Prinzip des Himmelsbegräbnisses bestattet werden. Ich habe das in Tibet erlebt. Es wurde eine Leiche auf einen Altar gelegt, einen Steinhaufen, und ein Mönch hat den Leichnam zerschneiden. Dann kam eine Geierschar, hundert riesige Geier, vom Berg heruntergeflogen. Es dauerte nur zwei Minuten, dann war vom Leichnam nur noch das Knochengestück da. Die Knochen wurden zerstampft, der Schädel zur Seite gelegt. Dann kamen die Geier wieder. Dann wurde der Schädel zerschlagen, und die Geier kamen ein drittes Mal. Danach war nichts mehr da. Der Boden war wie gebohrt. Die Geier stiegen, einer nach dem anderen, in den dunklen Himmel auf und verschwanden als schwarze Punkte im All. Es ist eine erhellende, ungemein emotionale Zeremonie. Diese Zeremonie des endgültigen Gehens wäre mir die liebste. Natürlich darf man das bei uns nicht. Wir dürfen in Italien aber selbst bestimmen, wo die Asche hinkommt, wenn wir uns verbrennen lassen. Das werde ich machen und einen Platz vorbereiten für das Endliche.

Sind Wünsche in Ihrem Leben offen geblieben? Berge, die Sie gern bestiegen hätten?

Ich habe 20 Jahre lang versucht, den Machapuchare in Nepal, knapp 7000 Meter hoch und noch unbestiegen, genehmigt zu bekommen. Für mich ist das der schönste Berg der Welt. Aber er wird nicht genehmigt, weil er ein heiliger Berg ist. Obwohl er nur ein heiliger Berg wurde, weil Menschen ihn jüngstens dazu gemacht haben. Aber ich habe da keine Resentiments. Ich habe viel mehr gemacht in meinem Leben, als ich mir das als junger Mensch erträumt hätte.

Gibt es aus all Ihren Erfahrungen eine Quintessenz, die Sie gern weitergeben würden?

Am ehesten ist das in diesem Satz, der Friedrich Hölderlin entlehnt ist, ausgesprochen: Die Freiheit aufzubrechen, wohin er will. Es ist mir als Wert nach wie vor heilig.

Die Fragen stellte Bernd Steinle.

Brückenteil soll abgerissen werden Stützkonstruktion an der Carolabrücke errichtet

mwe. ERFURT. Die Carolabrücke in der Dresdner Innenstadt, die in der Nacht zu Mittwoch in Teilen eingestürzt war, muss eventuell ganz abgerissen werden. Das gelte jedenfalls für den betroffenen Brückenzug, teilte ein Sprecher der Feuerwehr am Donnerstag mit. Messungen des Technischen Hilfswerks (THW) hätten ergeben, dass das Brückenteil „akut einsturzgefährdet“ sei. Es solle kontrolliert abgerissen werden. Auch die beiden anderen Brückenzüge seien betroffen.

Zuvor war an der Brücke ein Messgerät installiert worden, das mittels Lasertechnik Veränderungen im Bereich von bis zu Zehntelmillimetern messen kann. An der Brücke waren dafür mehrere Markierungen als Referenzpunkte angebracht worden. An der Unglücksstelle sind rund 50 Mitarbeiter des Technischen Hilfswerks im Einsatz. Sie hatten in der Nacht zu Donnerstag auf einer Brückenseite eine

Stützkonstruktion errichtet, um das Einstürzen der Brücke zu verhindern. Auf der anderen Seite zur Dresdner Altstadt hin sollte eine solche Konstruktion im Laufe des Donnerstags fertiggestellt werden. Dann könnten Autos und Busse, die noch unter der Brücke stehen, entfernt werden. Mit Spannung wurde am Donnerstag erwartet, ob es wegen angesagter Regenfälle am Wochenende zu Hochwasser in Dresden kommen könnte. Das würde die Arbeiten an der Brücke erschweren.

Die Spannbetonbrücke stürzte nicht, wie zunächst angegeben, um 3.08 Uhr ein, sondern schon um 2.59 Uhr. Das sagte ein Sprecher des Verkehrsverbunds Oberelbe und bezog sich dabei auf die Aufzeichnung einer Webcam. Die Zeitspanne zwischen dem Passieren der letzten Straßenbahn auf der Brücke und dem Einsturz betrug danach nicht 18 Minuten, sondern nur rund zehn Minuten.

Erfolgreicher Warntag

BBK zufrieden mit Überprüfung der Warnsysteme

ngou. FRANKFURT. Es war Donnerstag um elf Uhr vormittags, als in ganz Deutschland wieder Sirenen und Mobiltelefone heulten. Sie gaben einen schrillen Ton von sich, auf den Bildschirmen erschien die Meldung: „Probewarnung, Bundesweiter Warntag 2024“. Um die Funktionsfähigkeit der Warnsysteme in Deutschland zu prüfen und die Bevölkerung über verschiedene Kanäle, unter anderem über den Mobilfunkdienst Cell Broadcast. Er verspricht Warnmeldungen direkt auf das Handy oder auf das Smartphone. Aber auch über das Radio, das Fernsehen und über Warn-Apps wurde die Warnung an die Bürger weitergegeben. Die Entwarnung folgte um 11.45 Uhr.

Der Präsident des Bundesamts für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK), Ralph Tiesler, meldete am Donnerstagnachmittag, dass der diesjährige Aktionstag nach bisherigen Erkenntnissen ein Erfolg gewesen sei. „Wie geplant haben wir die Bevölkerung mit einer großen Bandbreite an Warnmitteln erreicht“, sagte er. Um möglichst viele Personen zu kontaktieren, setzt das BBK auf einen „Warmmix“, denn ein einzelnes Warnmittel kann nicht alle Personen erreichen. Wird die Warnung über mehrere Kanäle übermittelt, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass jeder sie erhält.

Die erste bundesweite Warnung scheiterte 2020, weil das BBK die Gefahrenmeldung eine halbe Stunde später als geplant eingeleitet hatte. Drei Jahre später konnten einer Umfrage nach 96 Prozent der Befragten erreicht werden. In diesem Jahr wird es ebenfalls wieder eine Umfrage geben, die Teilnahme daran ist online möglich.

Kurze Meldungen

Ankunft an der ISS

Ein Amerikaner und zwei Russen sind mit einem Sojus-Raumschiff in drei Stunden und fast zehn Minuten zur Internationalen Raumstation ISS geflogen. Die Sojus MS-26 mit dem Astronauten Don Pettit und den Kosmonauten Alexej Owtshinin und Iwan Wagner an Bord trat nach dem Start vom russischen Weltraumbahnhof in Baikonur in der zentralasiatischen Republik Kasachstan zunächst planmäßig in den Orbit ein, wie die russische Raumfahrtbehörde Roskosmos mitteilte. Zur geplanten Ankunftszeit an der Raumstation am Mittwochabend meldete Roskosmos erfolgreiches Andocken. Die Sojus MS-26 hatte auch 130 Kilogramm Fracht an Bord, darunter Vorrichtungen für Experimente und persönliche Gegenstände der Raumfahrer. Die Kapselfahrt soll 202 Tage im Weltall bleiben. Ungeachtet der schweren politischen Spannungen im Zuge des Moskauer Angriffskriegs gegen die Ukraine arbeiten

Russland und die USA in der Raumfahrt weiter zusammen. Astronauten nutzen immer wieder russische Raumschiffe, um zur ISS zu gelangen. dpa

Ausnahmezustand erklärt

Wegen schwerer Waldbrände im amerikanischen Bundesstaat Kalifornien hat der Gouverneur Gavin Newsom den Ausnahmezustand in der Millionenmetropole Los Angeles und angrenzenden Landkreisen ausgerufen. In den Hügeln nahe Los Angeles breitete sich das außer Kontrolle wütende Bridge Fire am Mittwoch schnell aus und zerstörte Dutzende Häuser und Ferienhütten in den Orten Wrightwood und Mount Baldy. Newsom rief in den Landkreisen Los Angeles, San Bernardino, Orange County und Riverside den Ausnahmezustand aus. Insgesamt wüten rund um die zweitgrößte Stadt der Vereinigten Staaten drei Waldbrände. Mehr als 5700 Feuerwehrleute, Dutzende Löschflugzeuge und mehr als 500 Löschzüge sind im Einsatz. dpa